

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

188 (16.8.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 66

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 66.

Karlsruhe, Montag den 16. August 1909.

29. Jahrgang.

Die Heimkehr.

Novelle von G. Sesse.

(Schluß.)

Der kalte März morgen sah durch die Fenster in das hohe Zimmer, in dem Herr Rudolf Hillring soeben erwachte — zwei Stunden später wie gewöhnlich, denn er war von dem weiten Weg ermüdet. Er hatte sich noch nicht fertig angekleidet, als seine Frau ganz verwirrt in die Kammer stürzte:

„Was ist das nur für eine Sache, Rudolf! Der Bettler, der in dem Schuppen schlief, ist tot! Joseph hat ihn soeben gefunden!“

Der Pächter wandte sich erregt um: „Verdammt, eine dumme Geschichte! Das hast du davon, daß du dieses Gesindel aufnimmst! Was sollen wir mit diesem Häuflein Lumpen anfangen? Wir müssen ins Nachbardorf zur Polizei, müssen Zeit verlieren... doch, zum Glück kostet es nichts!“

Während er in die große Küche hinunter, wo Joseph das Abenteuer den aufstrebenden Mädchen erzählte. Sobald die hohe Gestalt ihres Herrn auf der Treppe erschien, verstummten alle. Rudolf Hillring war der reichste und angesehenste Pächter des ganzen Kirchspiels. Hari bei der Arbeit und beim Befehlen mußte er sich in seinem Hause wie im Gemeinderate Respekt verschaffen.

„Ist er bestimmt tot?“ fragte er. „Wahrhaftig, Herr, als ich dorthin eintrat, um mir eine Schaufel zu holen, war er schon steif wie ein Stück Holz.“ „Komm mit mir!“ sagte Rudolf Hillring mit gerunzelter Stirn. Er war von stummem Born erfüllt auf den Eindringling, der da hergelaufen kam und ihn mit seinen sterblichen Resten belästigte.

Er ging über den Hof und öffnete den Schuppen — schon stieß er an die starren Füße, die hinter der Tür ausgestreckt waren. Als seine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt, unterschied er bald den langen Körper, und mit den Fingerspitzen streifte er die Marmorwand.

„Ja, er ist wirklich tot... Laufe zum Gemeindevorsteher, zur Polizei und zum Arzt!“ befahl er Joseph. „Man soll ihn so schnell wie möglich fortbringen!“

Joseph entfernte sich eiligst. Von neuem betrachtete Hillring die Leiche — mit einem mit Nachsicht gemischten Widerwillen. Wöglich stahl sich ein bleicher Strahl durch das schadhafte Dach und erhellte das Antlitz, soweit Haar und Bart es freiließen. Doch wie... eine unerwartete Erinnerung machte den Pächter betroffen — diese hohe Eisenbeinfinn, diese Adernose und grauen Locken weckten die Vorstellung an einen anderen Verstorbenen, der mit allen Ehren bestattet worden: an seinen eigenen Vater...

Von einer seltsamen Unruhe ergriffen, neigte er sich zu dem Toten hinab und prüfte ihn aus größerer Nähe. Bei dem letzten Todeskampfe waren die zerfetzten Ader in Unordnung geraten. Die innere Tasche des durchlöcher-ten Rockes stand auf und zeigte eine Rolle vergilbter Papiere. Und die sonderbare Neugierde des Bauern war stärker als sein Widerwille — er ergriff das Päckchen und öffnete es. Hillring war kein großer Meister im Lesen, doch begriff er trotzdem den Sinn dieser abstoßenden Dokumente, die den häufigen Aufenthalt des Bagabunden im Gefängnis verzeichneten.

Und schon fand er das, was er suchte: den Namen... den Familiennamen, den gefürchteten Namen, der in die Augen sprang... er war es wirklich, er, der so heimkehrte, um auf der Schwelle des Vaterhauses zu sterben... Er, der unwillige Bruder, die Schande der Familie; er, dessen Zigeunertriede, die er wer weiß wo in diesem Kreise anständiger Menschen angenommen, stets die Empörung der Seinen erregt hatte... der Taugenichts, der jede Arbeit scheuete, jeder Mühsal Widerstrebende,

der einer Grille wegen geflohen, seine Zukunft vernichtet und die Eltern in Verzweiflung gebracht... Und nachdem er wie ein Verbannter, wie ein Verfluchter gelebt, von Stufe zu Stufe gesunken war, bis er jedes Bewußtsein der Würde und Ehre verloren, mußte er jetzt in die Heimat zurückkehren und durch seinen elenden Tod dem Bruder noch einen letzten Schimpf bereiten...

Diese entrüsteten Gedanken regten sich in dem Geiste des Pächters. Zornig preßte er die Papiere. Da fuhr er plötzlich bei einem Gedanken zusammen... wie, wenn er sie vernichtete? Niemand würde es erfahren. Er würde diesen Schandfleck vermeiden. Die alten Skandalgeschichten würden begraben werden mit diesem namenlosen Toten. Das lange Kirchhofsgras würde die unselige Stelle bald bedecken. Und nie wieder würde man von Johannes Hillring sprechen...

Ja gewiß, er würde die Mäße aus der Küche schiden und die Blätter ins Feuer werfen. Im Augenblick würde alles von den Flammen verzehrt sein... Rudolf Hillring trat einen Schritt zurück. Unwillkürlich wendete er den Blick wieder auf den Leichnam. Das Herz wurde ihm schwer... Wie alt, zerplündert, wie kläglich er doch aussah! Und doch trennten ihn kaum zwei Jahrzehnte von dem Vaterhause! Wie viele Entbehrungen und Leiden mochte er erduldet haben auf seiner langen Irrfahrt! Welch ein Unterschied zwischen ihrem Schicksal! Rudolf, der rechtschaffen, sparsame Arbeiter, hatte nie die Not gekannt — seine Kinder waren reich verheiratet. Wie die Ainen würde auch er sicher in seinem Bett einschlummern, von Fürsorge und Achtung umgeben, während Johannes auf hartem Stroh verchied... wie ein Hund... allein... ohne körperliche und seelische Hilfe.

Die Schreden dieses einsamen Todeskampfes in der dunklen Nacht! Hillrings hartes Herz wurde weich bei diesem furchtbaren Bilde... und mit zitternder Hand fuhr er sich über die Augen. Dieser Taugenichts, dieser Bagabund war dennoch sein einziger Bruder! Alle ihre Erinnerungen der Kindheit, die besten des Lebens, waren gemeinsam! Die Mutter hatte ihnen beiden die Brust gereicht und sie liebte... sie hatten dasselbe Bett geteilt und gespielt...

Diese Gedanken an die ferne Vergangenheit rührten ihn, und feuchend murmelte er: „Ach, Johannes, Johannes... wenn du gewollt, hättest auch du glücklich werden können!“

Das Mitleid regte sich in ihm. In seinem innersten Bewußtsein aber erhob sich eine strenge, befehlende Stimme. War der Untergang seines Bruders nicht für ihn von Vorteil? Wer hatte denn einst in schärfster Strenge schon gleich nach den ersten Verfehlungen die alten Eltern gegen den ungeratenen Sohn aufzubringen gewußt und es erreicht, daß ihm das Vaterhaus für immer verschlossen blieb? Wem brachte denn Johannes' Unwürdigkeit Nutzen? Blieb Rudolf nicht schließlich der einzige Erbe, und streute er sich nicht, alles ungeteilt zu erhalten?

Mein die breiten Schultern des Pächters beugten sich vor demütigenden Bewußtseinsbissen. Sonderbare Gedanken gingen ihm noch immer durch den Kopf. Wo hatte er denn die Worte gehört oder gelesen, die jetzt in ihm auflebten?

„Nichtet nicht, auf daß auch ihr nicht gerichtet werdet!“

Niemand, niemand auf der weiten Welt war frei von Unrecht. Jeder trug seine mehr oder weniger schwere Last. Er, der strenge Mann — mußte er sich nicht im tiefsten Innern egoistischer und interessierter Berechnungen anlagern? Mußte er sich nicht besonders beschuldigen, unbarmerzig gewesen zu sein gegen den Unglücklichen, der ihm jetzt zu Füßen lag? Gäbe er ihm eine brüderliche Hand gereicht, würde er ihn vielleicht gerettet haben? Hatte er ihn nicht im Gegenteil durch seine Unbarmerzig-

...sober auf die Hand geben, den Wustel misern und in den Wustel hinein stecken, dazu passe es. Wie das Mädchen darauf ganz ruhig erwiderte: „Mein, das können Sie tun“, verprügelte ihm „die Gnadige“ in Gegenwart des Kinderfräuleins den Rücken. Leider diente die Mißhandelte ihre Müdigungszeit noch ab. Das sollte kein Mädchen tun, dem Unrecht in seinem Dienstverhältnis geschieht.

Die Hausangestellten machen viel zu wenig Gebrauch von ihren kargen Rechten. Wollten sie nur alle der freien Dienstboten-Organisation beitreten, welche die Aufgabe hat, sie zum Selbstbewußtsein und zur Wahrung ihrer Rechte zu erziehen, so wäre manches besser. Die Organisation gibt den Hausangestellten den Rückhalt, der ihnen vereinzelt mangelt.

Kerwe.

Schneisekerwe, Innererkerwe, Herzkerwe — so kerwest, Schöne, frisch-gebackene Kerwe, Schöb un' Wännel himmelblau.

Maggelneie Schöbkerwe, In der Hand 'n Blumenstrauch, — Meiner Seel, heit' ich die Mädchen Wie die reinste Engel aus.

S'Minche, f'Winche, f'Geniettsche, S'Kättche, f'Seitche, d'Karolin, S'Vorche, f'Dorche un' f'Janettsche, S'Hannche, f'Sannche, d'Josefin.

Wie se babble, wie se gamole, Jebi wart' uf ihren Bu, In de Glieder duts 'n gramole, D' Musit kommt — die Schäh derzu.

Jetzt gebt' ercht' 'n Schöb, e' Reibe — Nor des Reiche seigt' so schwer: „Ach, was bhät' ich doch drum gewise, Wann nor alsfort Kerwe wär.“

Allerlei.

Für den Kinematographen als Unterrichtsmittel tritt ein Schulmann in der Stuttgarter Monatschrift „Kosmos“, dem bekannten Organ der gleichnamigen Gesellschaft der Naturfreunde, ein. Es heißt dort u. a.: „Es ist eine Bewegung im Gange, die mit aller Macht darangeht, den Kinematographen der Schule dienstbar zu machen und ihn als Anschauungsmaterial im Schulunterricht zu verwenden und es ist klar, daß hierin noch eine große Zukunft für den Kinematographen liegt, wenn sich sowohl Universität als auch Gymnasium und Volksschule seiner bedienen, um den Unterricht anschaulich zu gestalten. Allerdings müßte die Fabrikation Hand in Hand mit Schulmännern und Gelehrten arbeiten, damit solche Serien geschaffen werden, die für den Unterricht brauchbar sind, denn leider kommt es manchmal vor, daß ein Bild, das an und für sich ganz vorzüglich ist, durch irgend eine banale Szene für den Unterricht unbrauchbar gemacht wird. Wie würde sich nun der Schulunterricht mit Hilfe des Kinematographen gestalten? Eine jede Schule müßte einen Projektionsaal besitzen, wohin die Schüler zu Anfang einer Projektionsstunde geführt werden. Viel Vortrag des Lehrers wäre nicht notwendig, nur hier und da erläuternde Erklärungen. Jedenfalls würde der Schulunterricht und besonders der naturwissenschaftliche und der geographische Unterricht in vollständig neue Bahnen gelenkt werden.“

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Wahres Geschichtchen. Aus der Bibliothek des theologischen Seminars an der Universität N. ist ein wertvolles, vielgebrauchtes Werk entwendet worden. Da alle Anschläge und Aufrufe zur Herausgabe den unbekanntem Dieb nicht rühren, so steht sich der Direktor schweren Herzens gezwungen, das teure Werk in neuer Ausgabe anzuschaffen. Tags darauf steht das alte, totergebliebene Werk an Ort und Stelle, aber dafür ist das neue verschwunden.

Liebe Jugend! Der Kleine Fritz, ein vierjähriger „Adl'cher Biong“, wird vom Kinderfräulein, das katholischer Konfession ist, zum erstenmal mit in „dessen“ Kirche genommen.

Nachdem Prudenten seine Absicht verrichtet hat, gibt er Fritz einen Groschen für den Spierstod. Der Junge wickelt das Geldstück ein und fängt an, an dem Spierstod herumzufahren, worauf Fräulein ihn erschrocken von dem vermeintlichen Automaten mit den Worten wegzuziehen sucht: „Aber Fritz, da kommt doch nichts heraus!“

Verdutzt schaut der Kleine seine Erzieherin einen Augenblick an, dann bricht er in die Worte aus: „Na, höre, Sibylla, das is 'n mal 'n schöner Schwindel bei euch!“

Enfant terrible. Es war glänzende Gesellschaft. Fritzchen, ein Knobby von 5 Jahren, durfte zum erstenmal mit den Erwachsenen zusammen am Tische sitzen. Während des Essens betrachtete er gespannt und nachdenklich den Herrn Polizeiinspektor, sein Gegenüber, der in seiner schönsten Uniform erschienen war und den Gemüßen eifrig zusprach; auf einmal schreit er laut, aber besorgt zu seiner Mutter hinüber: „Mama, der Schupmann freßt allens alleene uff!“

Literatur.

Herwegh. In der so schnell bekannt gewordenen „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ des deutschen Verlagshauses Bong u. Co. ist jetzt auch eine vollständige Ausgabe der Werke Georg Herweghs, von Hermann Tardel besorgt, erschienen.

Herwegh darf heute beanspruchen, rein um seiner dichterischen und geschichtlichen Bedeutung willen gelesen und gewürdigt zu werden, unabhängig von seinen politischen Tendenzen, die ihm einst seinen frühen Ruhm und die ungeheure Wirkung verschafften. Der Herausgeber hat denn auch alles getan, um dem Leser eine objektive Beurteilung des Dichters zu ermöglichen. Außer den „Gebichten eines Lebendigen“, auf denen im wesentlichen bis heute Herweghs Ruhm beruht, sind die Sammlungen „Gebichte und kritische Aufsätze“ und die nach seinem Tode erschienenen „Neuen Gedichte“ hier zum ersten Mal wieder abgedruckt. Eine ausführliche Darstellung des interessanten Lebenslaufes, Einleitungen zu den einzelnen Sammlungen und erläuternde Anmerkungen unterstützen Genuß und Verständnis der Werke aufs glücklichste.

Die Ausgabe ist nach den Grundsätzen der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ aufs beste ausgestattet. Der gebiegene Einband, das holzfreie Papier und der große, klare Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Streng durchgeführte Vers- und Zeilenzählung, reichliche Register erhöhen die Benutzbarkeit nicht unbedeutend. Als vortrefflich ausgeführte Bilderbeilagen zieren den Band ein Porträt und eine Handschriftenprobe Herweghs.

Erdägt man, daß die Ausgabe trotz all dieser Vorzüge für den geringen Preis von 2 M. zu haben ist, so wird man mit seiner Anerkennung für diese neueste Leistung des Verlagshauses Bong u. Co. nicht zurückhalten und die Ausgabe den weitesten Kreisen zur Anschaffung empfehlen.

Bunte Bücher. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Preis jeder Nummer 10 Pf. Nr. 1: Hermann Kurz, Sanft Urbans Krug. Nr. 2/3: Jakob Frey, Zweierlei Urkunden. Nr. 4: W. O. v. Horn, Eine rheinische Schmugglergeschichte. Nr. 5/6: G. L. A. Hoffmann, Spielergeld. Die Vergewerke zu Kalun. — Neutlingen, Enklin u. Raiblin's Verlagsbuchhandlung.

Der Kampf gegen die Schundliteratur, welche seit einigen Jahren unter unserer reiferen Jugend leider so zahlreiche und begeisterte Leser findet, ist überall in Deutschland lebhaft entbrannt. Es ist deshalb zu begrüßen, daß die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin im Verein mit der Verlagsbuchhandlung Enklin u. Raiblin in Neutlingen jetzt in 14-tägigen Zwischenräumen eine fortlaufende Sammlung sorgfältig ausgewählter Schriften unserer besten älteren und neueren Schriftsteller erscheinen läßt, die alle den Wünschen der Jugend entsprechenden Eigenschaften besitzen, ohne die niederen Instinkte im Menschen aufzuschächeln. Wie schon die ersten Hefte zeigen, wird Heiteres und Ernstes, aber stets möglichst Spannendes und Handlungreiches in bunter Reihe erscheinen. Bei einem durchschnittlichen Umfang von 92 Seiten für jede Nummer ist der dafür angelegte Verkaufspreis von 10 Pf. ein außerordentlich niedriger zu nennen, so daß die „Bunte Bücher“ eine echte Jugend- und Volkslektüre genannt werden können und die weiteste Verbreitung verdienen.

Zeit weitergetrieben auf dieser verhängnisvollen Bahn, die für Johannes in einem unbekanntem Grab endete...

Rudolf Gilling senkte den Kopf und fuhr sich mit der Hand über das Haar. Dann steckte er die Hände in die Hosentasche und stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. "Diese Schande, die Schande!" murmelte er. "Eine solche Schande für eine anständige Familie! Diesen Bettelmannschaf gar noch in das Himmelbett legen, in dem unser guter Vater geborgen? Daran hatte er doch wohl nicht im Traume gedacht!" Und er wartete, bis der Bote wieder zurückkehrte. Die Frauen drängten sich neugierig hinter dem Arzte und dem Gendarmen her, die sahen, wie Gilling den Toten noch immer betrachtete.

"Kennen Sie ihn etwa...?" fragte der Arzt. "Mein!" "Dann wird der Lump hinter der Kirchhofshecke begraben!" erklärte der Gendarm.

Eine halbe Stunde später klangen die Dingtrommeln durch den hellen Wintermorgen, und Gilling und seine Frau schritten im Sonntagsstaat zur Kirche, wo der Pastor seine Schäflein ermahnte, Gott dem Herrn im Glauben treu zu bleiben und sie warnte vor dem falschen, breiten Pfade, auf dem besonders in den Großstädten die verhegte, gottlose Masse wandle.

Vom Sparen.

Es ist eine merkwürdige Sache ums Sparen. Galt ist es ein Lob, halb ist es ein Tadel. Teils wird zu viel gespart, teils zu wenig. Der sinnlos Verschwendende ist im Unrecht, aber auch der gierige Geizhals. Es ist ungemein schwer zu sagen, wo die richtige Mitte ist, nämlich die kluge Überlegung, wohlangebrachte Sparbarkeit.

Aber den Frauen als den Verwalterinnen des männlichen Erbes wird die Sparbarkeit immer als die absolute Tugend, als die Tugend "an sich" gelehrt. Und besonders den armen Frauen, die mit wenig Geld viel Hunger stillen sollen. Die "sparsame" Hausfrau gilt als der Ausbund häuslicher Tugend, die verschwenderische als der Ausbund häuslichen Lasters. Indessen wollen wir hier unter uns noch einmal ehrlich zugeben, daß dabei aus der Not eine Tugend gemacht wurde. Es ist eine für die armen und abhängigen Teufel erfundene Moral, daß Sparbarkeit unter allen Umständen eine Tugend sei. Und ich für mein Teil halte es für eine unermeßliche Beeinträchtigung des Lebensglückes der Frau, wenn sie immer und immer nur "Sparen" muß. Glücklich jede, die auch einmal überschüssig sein darf, unüberlegt, töricht, verschwenderisch. Das ewige "Sparen" kniet die Schwingen des Geistes und die Träume der Seele. Ich grüße euch im brennenden Mitgefühl, Ihr armen, verächtlichsten, verdinglichsten, vertriebenen, verengten Hausfrauen, die Ihr unter dem Fluche des Sparenmüßens leidet.

Indessen bleibt doch wahr, daß man klug und daß man frucht sparen kann. Und die meisten armen Hausfrauen sparen töricht, trotz alles guten Willens. Sie sparen nämlich nur für den Augenblick, nur für den Effekt, und sie schenken sich gänzlich die Ueberlegung, ob denn ein wirklicher und dauernder Vorteil bei dem Sparen herauskomme. Es ist sicherlich kein Vorteil, wenn sie sich ein Paar Schuhsohlen ablaufen, um das Pfund Fleisch für 10 Pfennige billiger zu kriegen. Es ist auch kein Vorteil, wenn sie Strümpfe kaufen, die nach zwei Tagen keine Fersen mehr haben, oder einen Blusenstoff, der nicht eine Wäsche zu überleben vermag. Es ist auch kein Vorteil, wenn sie den Kindern Groschen-Spielwaren schenken oder dem Manne eine mühsam zusammengesparte Dreimarkenuhr, die nach acht Tagen nicht mehr von der Stelle zu bringen ist.

Das alles sind alltägliche, banale Beispiele. Aber man erkennt an ihnen ganz deutlich, welcher Wahn hinter dem törichtem Sparen steckt: der Wahn, daß, wer billig kauft, gut kauft. "Gut und billig!" Nichts weiter als eine verlogene Reklameformel des Kaufmanns — aber diese fata-

tischen Sparerinnen fallen allemal auf sie herein. Sie kaufen mit einer wahren Leidenschaft das "Spottbillige", sie rennen ihm nach, sie beten es an, sie lassen sich blenden von ihm. Jeden Tag kann mans erleben, wie die jungen Mädchen vor den Schaufenstern stehen: Diese feine Brosche für 22 Pfennige! Die kauf' ich mir aber am Samstag! Oder wie die Mutter den Vater in die Seite puffs, weil der kleine Karl um ein Automobil bettelt: "es kostet ja nur 10 Pfennige!" Weils billig ist — darum darf man es kaufen. Und dagegen muß man sagen: schade um jeden Pfennig, der ausgegeben wird, bloß weil er nur ein Pfennig ist.

Aber das geht schon nicht mehr bloß die einzelne Arbeiterfrau an, das geht alle an: es ist jammervoll, wie viel Geld für erbärmlichen Plunder hingeworfen wird. Wie sehr wir als Volk im ganzen die Freude am Soliden, am Dauernden, am Einfach-Echten verloren haben. Mit unserer großstädtischen Alltagsweisheit vom "Sparen" sind wir allmählich so weit gekommen, daß wir lauter Schundware um uns herum haben und auch ertragen. Vom Tisch der beständig wackelt, bis zur Bluse, die bei der Wäsche sich in einen farbigen Bach auflöst, und bis zur Blechtrompete, die morgen schon wimmert: alles Schund und Plunder, der auch bei "spottbilligen" Preisen noch unverantwortlich teuer bezahlt wurde.

Und es geht doch die einzelnen Arbeiterfrauen an: wenn eine jede sich ernstlich bemüht, in Zukunft weniger Schund zu kaufen, weniger auf die blendende, "Billigkeit" zu achten und mehr auf die Güte und Dauerhaftigkeit, dann spart sie nicht nur für den Geldbeutel des Mannes am rationellsten, sondern dann beeinflusst sie auch die Warenproduktion in nicht auszudenkender Weise. Wenn der kaufende Teil des Volkes auf diese Schundware nicht mehr hereinfällt wie die Fliege in den Teim, dann braucht der produzierende Teil des Volkes nicht mehr gegen Hungerlöhne zu herzustellen. Die Arbeit am schlechtesten Material ruiniert den Arbeiter, denn sie wird am schlechtesten entlohnt. Nur wer ordentliches Material in gebiegender Verarbeitung kauft, kann das gute Gewissen haben, daß an diesem Stück nicht Tränen und Flüche der elendesten Volksschichten hängen.

Man sagt, die Arbeiterfrau muß das Billigste kaufen. Zum Teil ja, leider Gottes. Aber es gibt reichlich viele Arbeiterfrauen, bei denen es nur an der Ueberlegung und am Ernst fehlt. Sie könnens mit ihren Mitteln schon erproben, daß nicht der billigste Einkauf der beste ist.

Ein süddeutsches Erntefest.

Nach der Erntezeit wird in alemannischen und schwäbischen Landen da und dort noch ein Fest gefeiert, wie es sinnersfreudiger und malerischer nicht gedacht werden kann. Es heißt der "Dahmentanz", der auch ein Sammeltag sein kann, wenn anstatt eines Hahnes ein Hammel den Siegespreis bildet.

Auf dem Dorfplatz ist ein Galgen errichtet. Da, wo die beiden Balken verbunden sind, sitzt wohl angebunden in einem Korb ein Hahn, dem in dieser wenig angenehmen Situation das Krähen ziemlich vergangen ist. Auf einem Podium sitzt die Musik. Die Geige jauchzt, die Klarinette quackst, die Trompete schmettert. Die tanzenden Paare streben im Kreis alle nach dem Galgen zu. Am Ende des Querbalkens steht ein Gefäß mit Wasser gefüllt. Gerade walzt ein Paar darunter hin. Aber die Weiden haben keine Schmeid. Da kommen zwei frischere, jüngere. Rasch hebt das kräftige Mädchen den Wurschen in die Höhe und dieser gibt dem auf einem leichten Brett stehenden Wasserhahnen einen so geschickt ausgeführten Stoß, daß das Wasser über die Köpfe des voranwalgenden Paares spritzt. Die Musik bläst einen Tusch. Die Sieger und die Zuschauer schütteln sich vor Lachen, die Getauften vor Wasse. Das Gefäß wird, wenn es nicht auf den Köpfen der Getauften zerbrochen ist, wieder gefüllt aufgestellt und der Tanz beginnt von neuem. Der Wursche, der das Manöver am geschicktesten und häufigsten ausgeführt hat, bekommt den Hahn.

Ob dieser Sieger sich Gedanken darüber machen, warum gerade ein Hahn da droben im Korbe sitzt? Schwerlich! Wils haben die Wurschen über den Gockler vielleicht schon gemacht, ziemlich derbe sogar; aber über Sinn und Herkunft des

Wahrscheinlich übertragen kann, beobachten beide Damen nicht. Die Blätter für Volksgesundheitspflege schreiben: Unsere Sitten des Müßens wird nicht von den romanischen Nationen in gleicher Intensität geübt und sie war auch nicht immer bei uns so entwickelt wie heute, sondern die Polen und Russen sind in dieser Beziehung für uns vorbildlich gewesen und haben ihre Fußstapen bei uns eingeführt. Es fragt sich, ob in der Tat stets eine Neigung, sei sie die idealste und liebenswürdigste, wie diejenige zwischen Mutter und Kind, sich in einem Kuß betätigen muß und selbst wenn wir dies zugestehen, so bleibt doch vom ärztlichen Standpunkt unter allen Umständen zu wünschen, daß die heutige Kußsitte mindestens eingeschränkt werde und manche ihrer Varianten direkt verschwindet. Als ich neulich eine an Influenza erkrankte Dame besuchte, verabschiedete sich gerade ihre Freundin von ihr, und zwar mit einem langen Kuß, den sie der Erkrankten auf den Mund gab. Daß dadurch die Kranke auf die Gefunde ihre Infektionskrankheit mit großer Wahrscheinlichkeit übertragen kann, beobachten beide Damen nicht.

Der Kuß auf Mund und Hand.

Die Blätter für Volksgesundheitspflege schreiben: Unsere Sitten des Müßens wird nicht von den romanischen Nationen in gleicher Intensität geübt und sie war auch nicht immer bei uns so entwickelt wie heute, sondern die Polen und Russen sind in dieser Beziehung für uns vorbildlich gewesen und haben ihre Fußstapen bei uns eingeführt. Es fragt sich, ob in der Tat stets eine Neigung, sei sie die idealste und liebenswürdigste, wie diejenige zwischen Mutter und Kind, sich in einem Kuß betätigen muß und selbst wenn wir dies zugestehen, so bleibt doch vom ärztlichen Standpunkt unter allen Umständen zu wünschen, daß die heutige Kußsitte mindestens eingeschränkt werde und manche ihrer Varianten direkt verschwindet. Als ich neulich eine an Influenza erkrankte Dame besuchte, verabschiedete sich gerade ihre Freundin von ihr, und zwar mit einem langen Kuß, den sie der Erkrankten auf den Mund gab. Daß dadurch die Kranke auf die Gefunde ihre Infektionskrankheit mit großer Wahrscheinlichkeit übertragen kann, beobachten beide Damen nicht.

Wenn man bedenkt, wie leicht diese unsichtbaren Krankheitskeime im Luftzuge hin und her tanzen, wie sie in der aus dem Munde des Kranken ausströmenden Ausatemungsluft vorhanden sein können, so ist ein Kuß in den Tagen der Krankheit unbedingt gefährlich und sollte der Kranke sowohl darauf achten, daß er seine Besucher nicht ansetzt, als auch sollten diese sich in ihrem eigenen Interesse gegen seine Ausatemung durch entsprechende Stellung zum Kranken schützen. Damit soll keineswegs Bakterienfurcht gepredigt werden, der Krankheitskeim allein genügt nicht zum Ausbruch der Krankheit; aber er ist eines der dabei mitsprechenden Momente und die Mundhöhle jedes Menschen kann mancherlei Krankheitskeime bergen, welche in dem damit behafteten Individuum vollkommen wirkungslos sind, während Uebertragung auf ein anderes schwächeres Individuum zum Ausbruch der spezifischen Erkrankung führen kann.

Sehr recht hatte daher jener kleine Junge, der sich energisch gegen das Abfließen durch eine überzärtliche Freundin seiner Mutter wehrte. Alle Eltern sollten diesem Beispiel folgen und ihre Kinder vor Küssen Fremder warnen, es würde dadurch mancher Halskrankheit der Kinder vorgebeugt werden. Aber ganz zu verwerfen, und zwar schon allein aus Gründen der Westheit und Keilichkeit, ist die Sitte des Handkusses, der heute in der sogenannten Gesellschaft sehr üblich geworden ist und selbst auf die schmutzigen Handschuhe der Damen gedrückt wird. In gewissen Kreisen hat man sich energisch dagegen gewehrt, daß beim Abendmahle derselbe Kelch von verschiedenen Teilnehmern an dieser religiösen Feier benutzt wird. Daß aber einer Dame in dem Festsaal die gleichzeitig eingeladenen Herren einer nach dem andern bei der Begrüßung die Hand küssen und der folgende Herr mit seinen Lippen fast die gleiche Stelle, wo es der Vorgänger tat, berührt, das scheint ungefährlich und dabei findet man nichts. In Wahrheit ist aber beides das gleiche und wer den gemeinsamen Kelch bei der Abendmahlsfeier entfernen will, müßte noch eifriger sich gegen den Handkuß wenden, als einer vollkommen überflüssigen und leicht schädlichen Sitte. Wir wollen den Kuß als solchen nicht prinzipiell bekämpfen, aber man möge sich auch über seine möglichen unerwünschten Folgen klar sein und daher vor allem das Uebermaß und seine Ausartungen unterlassen.

Das Telephon gegen die Dienenden.

Statt des Dienstbuchs wird in Stuttgart das Telephon dazu benutzt, den Hausangestellten ihr Fortkommen zu erschweren. Ein Beispiel dafür stellt uns eine Genossin mit. Bei einer Herrschaft in Stuttgart stellte sich ein Mädchen vor. Kaum hatte es die Türe wieder hinter sich geschlossen, so ging die Dame ans Telephon und klingelte bei einer Dienstherrschaft an, die ihr von dem Mädchen genannt worden war. Auf das genaueste erkundigte sie sich über dieses und erhielt "gewissenhaft" Antwort auf ihre Fragen, ob das Mädchen hübsch sei, die Kinder schlafe usw. Die Dame erfuhr auch, daß das Mädchen ein Kind habe und erhielt Nachricht über seine persönlichsten Angelegenheiten. Eine in der Familie beschäftigte Näherin hielt ihr vor, daß ein Mädchen durch derartige Anfragen und Auskünfte an der Fürsorge für sein Kind und in seinem eigenen Weiterkommen gehindert werde. Darauf gebrachte die "bessere" Frau Ausreden und verließ das Zimmer. Es kommt den Herrschaften, von denen manche ihren Dienstboten lieber Steine statt Brot geben möchten, nicht darauf an, für eine solche Erkundigung ein telephonisches Gespräch nach weit entfernten Orten zu bezahlen. Kurz, das Telephon ermöglicht es den Herrschaften, in der bequemsten Weise Dienende herunterzureißen, zu brandmarken und zu schädigen. Es ist in seiner Wirkung noch tödlicher als das Dienstbuch. Wegen dessen Mißbrauch kann sich die Hausangestellte wehren, gegen geistliche telephonische Auskünfte nicht, sie schleichen im Dunkeln.

Nur eine starke Dienstdiener-Organisation mit einem leistungsfähigen Stellennachweis kann gegen den Mißbrauch des Telephons gegen die Dienenden ankämpfen. Daß die Herrschaften in Stuttgart nicht aus besserem Golde geschmitten sind wie die anderer Orte, zeigt auch ein Vorfall, von dem uns die gleiche Genossin kenntlich ist. Eine Hausfrau hatte bei schlechter Laune an ihrem Mädchen alles mögliche ausgeübt. Einmal erkundete sie es für schmutzig, das andere Mal lobte sie es über das Schellenhaus. Eines Tages sagte sie zu dem Mädchen, es